



Pripjat ist der größte der „verlorenen Orte“ in der Ukraine. Bis zur Evakuierung am 27. April 1986 lebten hier rund 50 000 Menschen. Die Geisterstadt liegt zwei Kilometer vom Reaktor in Tschernobyl entfernt und wurde erst ab 1970 zusammen mit dem Atomkraftwerk errichtet, um die Beschäftigten unterzubringen.  
LAF-FOTOS: RÜDIGER LUBRICHT

## „Wie kann man radioaktive Verstrahlung darstellen?“

Der Fotograf Rüdiger Lubricht zeigt mit apokalyptischen Bildern aus Tschernobyl die Folgen der Atomkatastrophe für Menschen und Umwelt

Es ist eine Langzeitstudie, die auf dramatische Weise Aktualität erlangt. Seit dem Reaktorunglück von 1986 ist der Hüttenbuscher Fotograf Rüdiger Lubricht 17 Mal in die Region um Tschernobyl gereist. Seine Bilder zeigen verlassene Orte und auf Tausende von Jahren unbewohnbare Landschaften. In seinem neuen Buch „Verlorene Orte - gebrochene Biografien“ erzählt er aber auch die Geschichte von einigen der Liquidatoren, jener Menschen, die ihre Gesundheit – und oft ihr Leben – geben mussten, um die Radioaktivität zumindest einzudämmen. Lars Fischer sprach mit Lubricht vor dem Hintergrund der japanischen Atom-Katastrophe.

**Was war Ihre erste Reaktion, als Sie von der Havarie der Reaktoren in Fukushima hörten?**

**Rüdiger Lubricht:** Ich stand tatsächlich vor dem Sarkophag um den Reaktor in Tschernobyl und fotografierte, als die ersten Meldungen aus Japan kamen. Das hat mir förmlich den Hals zugeschnürt. Meine Arbeit ist ja eigentlich eine Arbeit gegen das Vergessen, 25 Jahre nach der Katastrophe. Mein erster Gedanke war: Jetzt geht das alles wieder von vorne los.

**Sie zeigen nicht nur die verstrahlte Landschaft, sondern auch die Opfer. In Ihrem Buch nehmen die Portraits der Liquidatoren viel Raum ein.**

Die präsentieren sich teilweise sehr stolz, mit Orden geschmückt. Das waren die „Helden der Sowjetunion“. Heute sind sie vergessen. Diese Ambivalenz habe ich versucht darzustellen. Da gibt es zum Beispiel ein Bild von einem Feuerwehrhauptmann, der innerhalb der Zehn-Kilometer-Sperrzone gearbeitet hat, mit einer Puppe in seinem Wohnzimmer. Er ist der Einzige aus seiner ganzen Brigade, der noch lebt.

**Das ist sicher kein Einzelfall.**

Nein, Filip Desyatnikow berichtet von unzähligen Trauerreden, die er halten musste. Er war der Kommandant vom Sonderbataillon 731. Seine Leute haben mit Hubschraubern pro Mann und Tag eine Tonne Material bewegt. Für die Soldaten gab es Zeltunterkünfte ganz in der Nähe des Kernkraftwerks und er sagt, jedes Zelt

war auch schon ein Reaktor, so verstrahlt waren die, allein von der Arbeitskleidung. Von den 750 Leuten des Bataillons leben heute noch 150. Die meisten waren seinerzeit um die 20 Jahre alt – Soldaten oder Reservisten, die wurden einfach dorthin geschickt. Die Sowjets hatten nicht nur den Ausnahmezustand ausgerufen, sondern auch Kriegsrecht verhängt. Deshalb konnten sie Truppen einfach abkommandieren. Ohne die Arbeit der Liquidatoren wäre das ganz Kraftwerk damals explodiert mit noch viel schwerwiegenderen Folgen – auch für ganz Europa.

**Genau dieses Problem stellt sich jetzt ja in Japan: Wer soll denn die Arbeiten nach der Katastrophe erledigen?**

Natürlich, es geht ja keiner freiwillig dorthin. Die 50 Arbeiter, die in Fukushima gerade noch ausharren und versuchen, die Brennstäbe zu kühlen, sind in genauso einer Rolle. Auch in Deutschland gäbe es im Falle eines Super GAUs überhaupt keine rechtliche Grundlage, die regelt, wer dort zuständig wäre. Die Feuerwehr erledigt das nicht! Dafür ist niemand ausgebildet.

**Sie waren insgesamt 17 Mal im Sperrgebiet, wie steht es da mit der eigenen Strahlenbelastung?**

Ich bin immer sehr vorsichtig gewesen und wir haben vor Ort permanent die Strahlung gemessen. Ich bin nie länger als eine Woche am Stück dort gewesen. Ein Restrisiko ist immer dabei, so habe ich auch nie junge Mitarbeiter mitgenommen, die ihre Familienplanung noch nicht abgeschlossen hatten. Es ist erstaunlich, wie sich die Kontamination verhält. Tschernobyl ist ja eigentlich so etwas wie ein Landkreis und der eigentliche Ort ist ein kleines Dorf, nicht mal so groß wie Worpsswede. Das liegt in der 30-Kilometerzone und dort war die Belastung laut unserem Geigerzähler jetzt genau so hoch wie auf dem Hamburger Flughafen. An anderen Stellen aber schnellen die Werte dann urplötzlich in die Höhe.

**Es ist also nicht einfach nur die Entfernung zum Reaktor ausschlaggebend?**

Nein, und das ist das Tückische dabei. In

der Zehn-Kilometerzone ist es in der Tat hoch belastet, zumindest an bestimmten Stellen. Aber 150 bis 200 Kilometer weiter in der Region um Gomel in Weißrussland ist die Strahlendosis teilweise genauso hoch wie direkt am Sarkophag. Dort sind damals die radioaktiven Wolken hingezogen. 23 Prozent der Fläche Weißrusslands sind nicht mehr zu bewirtschaften und das in einem Agrarland, das hauptsächlich von der Landwirtschaft gelebt hat. 500 verlassene Dörfer wurden nach 1986 dem Erdboden gleich gemacht, 400 davon in Weißrussland. Das macht deutlich, wie tragisch die Auswirkungen wirklich sind. Die Menschen, die dort aber weiterhin leben, sind den Folgen doppelt ausgesetzt: Zum einen durch die direkte Strahlung, aber auch durch das, was man „unsaubere“ Lebensmittel nennt. Die Leukämierate dort ist um das 40-fache höher als in Deutschland, es tritt ganz vermehrt Brustkrebs bei jungen Frauen auf und es entstehen Karzinome, die unglaublich aggressiv sind.

**Wie nah sind Sie an das Atomkraftwerk herangegangen?**

Ich war sogar im Reaktor. Der besteht ja aus vier Blöcken, von denen der letzte explodiert ist. In die Blöcke eins bis drei durfte ich hinein und ich konnte die Menschen, die dort noch arbeiten, porträtieren. Vor Ort sind temporär noch 3500 Arbeiter, die immer für eine Woche anreisen und dann wieder eine Woche frei haben. Die sind nach wie vor damit beschäftigt, dieses ganze Kraftwerk quasi abzuwickeln. Es soll ja auch eine neue Hülle um den Block vier gebaut werden, weil der erste Risse hat, aber das ist so teuer, das kann die Volkswirtschaft eines Landes gar nicht leisten. Allein die derzeitigen Maßnahmen verschlingen fünf Prozent des Bruttoinlandsprodukts der Ukraine. Soviel zum Thema „billiger Atomstrom“.

**Konnten Sie dort überhaupt uneingeschränkt arbeiten?**

Ja, man muss natürlich immer eine Genehmigung haben, wenn man in die Sperrzonen will. Die sind teilweise von der Miliz abgeriegelt wie eine Grenze. Die Zutritts-

laubnis zu bekommen, ist in der Ukraine aber relativ einfach, auch für das Kraftwerk selbst. Das musste das Innenministerium absegnen, das war aber kein großes Problem. Deutlich komplizierter ist es in Weißrussland. Ich bin immer mit der Stiftung „Kinder von Tschernobyl“ eingereist, das hat die Türen leichter geöffnet. Das lief unter humanitärer Hilfe und ich musste mich nicht als Journalist akkreditieren. Letztendlich hat man mich dann aber einfach machen lassen.

**Auch was den Kontakt zu den Opfern der Katastrophe angeht?**

Ich hatte immer sachkundige Einheimische an meiner Seite, sonst hätte ich den Kontakt zu den alten Menschen, die wieder in die Sperrzonen zurückgezogen sind, gar nicht aufbauen können. Obwohl es der Staat duldet, dass sie dort wieder leben, kommt man natürlich nicht so einfach an sie ran. Sie bekommen nur einmal im Jahr Verwandtenbesuch und dürfen nichts aus den Zonen heraus oder hinein bringen. Es gibt keinen Strom und kein Leitungswasser, einmal in der Woche kommen ein Arzt und ein Händler vorbei. Wir sind herumgefahren und haben immer geguckt, wo in den eigentlich verlassenen Dörfern noch Licht brennt oder ein Schornstein raucht. 200 Menschen leben dort noch.

**Wie sind Sie als Fotograf auf dieses Thema gekommen?**

Ich habe mit der Stiftung „Kinder von Tschernobyl“ ein Kalenderprojekt gemacht und wurde dann angesprochen, ob ich Interesse hätte, mir die Situation vor Ort anzuschauen. Wir haben dann zunächst Krankenhäuser besucht und Strahlenschädigte getroffen. Dann ergab sich die Möglichkeit, einen Tag nach Pripjat zu fahren. Das ist eine Geisterstadt, in der einmal 50 000 Menschen gelebt haben, die fast alle im Kraftwerk gearbeitet haben. Daraus ist dann zum 20. Jahrestag der Katastrophe 2006 das erste Buchprojekt entstanden. Eigentlich wollte ich mit diesem Thema schon lange abschließen, aber es beschäftigt mich bis heute immer weiter. Ich denke, dass ich es jetzt beenden kann,

denn ich konnte mit meinen Bildern tatsächlich etwas erreichen. Viele Menschen haben sie gesehen. Jetzt werden sie im Willy-Brandt-Haus in Berlin gezeigt, Sigmar Gabriel eröffnet die Ausstellung.

**Strahlung sieht man nicht, hört man nicht, merkt man zunächst nicht. Sind Ihre Bilder ein Versuch, diesem Phänomen eine spürbare Form zu geben?**

Das ist in der Tat die Ausgangsfrage: Wie kann man Verstrahlung darstellen? Man kann das eigentlich nur über den Faktor Zeit zeigen; durch den Verfall entsteht so etwas wie ein Bogen. Ich habe versucht, die Auswirkungen einer solchen Katastrophe auf unsere Welt abzubilden.

**Verfall hat einen Reiz für Sie?**

Als Dokumentarfotograf setze ich mich ja mit Raum und Zeit auseinander, das kommt im Verfall zusammen. Ich laufe der Zeit immer hinterher, das ist der entscheidende Unterschied zur Reportage. Kriegs- und Katastrophenfotografie ist nicht meins, ich komme später und zeige die Folgen. Das aber mit einer Ausdauer, die sonst niemand hatte.

**Die Bilder haben in ihrer gespenstischen Ruhe eine tiefe Ästhetik.**

Natürlich, das liegt auch daran, dass ich Architektur gerne fotografiere und versuche, das sehr unaufgeregt zu machen. Auch den Menschen, die ich porträtiert habe, habe ich mich mit ganz viel Ruhe genähert. Sie habe ich ein Stück weit auch inszeniert – das muss ich gestehen –, die Stilleben aber nicht. Manchmal gab es Dinge in den Wohnungen, die ich mit aufs Foto bekommen wollte, da habe ich dann quasi die Szenerie etwas komprimiert, auch um mehr über die Lebensgeschichten aussagen zu können. Wichtig war mir, dass die Menschen ihre Würde behalten. Das ist anrührend und hat seine Ästhetik, die aber eine dekadente ist.

**Wie weit würden sie für ein Foto gehen?**

Nach Japan würde ich zurzeit nicht reisen! Man muss natürlich aufpassen, als Fotograf neigt man dazu, eine Art Jagdstinkt zu entwickeln. Ich habe mich auch schon dabei ertappt, den einen Schritt zu weit gegangen zu sein. Darauf muss einen aber jemand aufmerksam machen. Dann schreke ich mitunter kurz zusammen, löse schnell aus und gehe wieder zurück. Ich würde nicht bewusst meine Gesundheit aufs Spiel setzen. Ich bin kein mutiger Katastrophenfotograf!

**Zur Person:** Rüdiger Lubricht wurde 1947 in Bremen geboren. Er lernte dort an der Hochschule für Künste und der Kunstakademie Münster. Heute lebt und arbeitet Lubricht als freier Fotograf in Hüttenbusch. Weitere Informationen gibt es im Internet unter der Adresse [www.fotodesign-lubricht.de](http://www.fotodesign-lubricht.de). Sein Bildband „Verlorene Orte - gebrochene Biografien“ (ISBN 978-3-935950-11-4) ist beim Bildungs- und Begegnungswerk Dortmund erschienen und kostet 25 Euro. Vom 15. bis zum 20. Mai 2011 sind Fotos daraus in der Kirche Unser Lieben Frauen in Bremen zu sehen.



Im Verfall, wie in diesem verlassenen Kindergarten, stellt Lubricht dar, was man nicht sehen kann: radioaktive Kontamination. LAF



Rüdiger Lubricht ist immer wieder in die Sperrzonen gereist, um zu fotografieren. LAF



Der Feuerwehrhauptmann Evgenji Samzow ist der einzige Überlebende seiner Brigade von 1986. Auch er leidet an diversen Erkrankungen. LAF